

Beilage zum Frankfurter Tageblatt

Nr. 202

Mittwoch, den 29. August 1928

87. Jahrgang

Fürs Vaterland ins Zuchthaus

Von Oberleutnant a. D. Reinhold Raphael.

Der Eid

Es war ein feierlicher Abend, wenn die Jungens bei Fackelbeleuchtung auf dem in nächtlicher Stille liegenden Exerzierplatz des Forts antraten und nach ersten Ermahnungen nach den alten Kriegsartikeln auf die einzelnen Führer vereidigt wurden. Wohl machte mancher anfänglich ein etwas ängstliches Gesicht, wenn er hörte von „unbedingtem Gehorsam“, strengster Pflichterfüllung, Schweigegebot, und daß es im Kriege Pflicht eines jeden einzelnen Mannes sei, Ueberläufer oder Verräter unerschütterlich zu machen. Dann aber leisteten sie um so freudiger das Treuebekenntnis. Dann folgte die Einweisung in Feldgrau und die Unterbringung in den Kasematten. Wieder herrschte Ruhe in dem Fort, nur unterbrochen von dem gleichmäßigen Schritt der Schiffschwaben. Der Bürger in der nahen Großstadt, der sorglos in seinem Bette schlummerte, ahnte nicht, daß da draußen junge Deutsche Wache hielten. Wache über seinen Schlaf, in feierlicher Vereidigung, das Vaterland zu schützen.

Kein Schuß vor Verrat

Man darf nicht vergessen, daß diese Formationen, die wohl als illegale galten, letzten Endes von „oben“ nicht nur gebildet, sondern sogar aufgestellt waren! Einerseits verlangte man von uns strengste Pflichterfüllung unter Einsatz des Lebens, während andererseits keinerlei Bestimmungen und Schutzmaßnahmen vorgesehen waren, um die nun einmal aufgelegte Truppe vor Verrat aus den eigenen Reihen zu schützen. Man hätte also den Führern dieser Truppe das Disziplinar- und Strafrecht verweigern müssen. Da man dies aber unterließ, mußten wir uns selbst schützen. Uns, aber auch die uns anvertrauten Menschen, sowie die wertvollen Materialbestände und letzten Endes das Vaterland.

Sowohl Mannschaften als auch Offiziere dieser im Volksmunde „Schwarze Reichswehr“ genannten Organisation erlebten so gut wie keinerlei Lohnung. Die Mittel zur Aufrechterhaltung der Formationen wurden mühsam aus privaten Beiträgen patriotisch gesinnter Kreise aufgebracht. Es dürfte wohl unter all diesen Leuten keiner seines persönlichen Vorteiles willen sich in den Dienst dieser Sache gestellt haben. Keiner hat stattdessen autorisierte Gerichtsinstanz nach uns zur Verfügung. Hätte man eine solche in Anspruch genommen, wäre jeder „Fall“ von Verrat sofort in die breite Öffentlichkeit gekommen, und die Entente hätte nichts eiligeres zu tun gehabt, als unsere Formation aufzulösen und den letzten Bestand an Verteidigungsmitteln, die Deutschland in einem etwaigen Kampfe gegen den allmächtigen Feind zur Verfügung standen, zu vernichten.

Der Fall Gröschke

Es ist dies der Fall, für welchen ich der Beihilfe zum „Fememord“ beschuldigt, späterhin vor dem Richter stand und mit außerordentlichem Erzeugnis (7 Jahre Zuchthaus) bestraft wurde. Eines Tages wurde mir durch einen Fähnrich und einen Feldwebel aus Rültrin ein Mann zugeführt mit der Weisung, diesen in meinem Fort festzusetzen. Er stand im Verdachte Sabotage geküßten und den Versuch unternommen zu haben, die im Fort Gorgast lagernde schwere Artillerie-

munition und Minenwerfer in die Luft zu sprengen. Man darf nicht vergessen, daß, wenn ihm dies geglückt wäre, von den 300 Mann der Besatzung auch nicht einer am Leben geblieben wäre. Es war leider nicht festzustellen, von wem dieser Mann, der übrigens sehr verstoßt war, den Befehl hierzu erhalten hatte. Ich konnte nur auf Umwegen feststellen, daß er einmal der kommunistischen Partei angehört. Mit dem Verfahren hatte ich selbst nichts zu tun, ich hatte lediglich die Aufgabe, den Mann zu verhaften. Zwei aus Berlin beorderte Feldwebel holten ihn dann eines Tages aus meinem Fort ab. Er wurde außerhalb des Forts standrechtlich erschossen. Da ich als Kommandant des Forts den Mann herausgab, was ich ja schließlich nicht umgehen konnte, denn er war mir von derselben Seite zugeführt worden, drehte man mir zwei Jahre später einen Strich daraus, indem man den sogenannten Landsberger Fememordprozeß groß aufzog.

Das geheimnisvolle Auto

Nacht für Nacht erschien auf der Chaussee Berlin-Rültrin in der Nähe des Forts Gorgast ein Auto mit abgedeckten Lichtern. Es ist nie gelungen, festzustellen, was dieses geheimnisvolle Auto bezweckte. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die kommunistische Partei, die einige ihrer Leute in unseren Reihen hatte, die Vorgänge im Fort beobachten ließ. Ich sah eine Patrouille auf dieses Auto an, um die Sache aufzuklären. Eines Nachts erschien wieder ein Auto mit abgedeckten Lichtern, und da es der Auforderung zum Halten nicht Folge leistete, wurde es beschossen.

Nun stellte sich allerdings ein komischer Irrtum heraus. Es war dies nämlich der Wagen des Bürgermeisters von Rültrin, dessen Privatvermögen darin bestand, ebenfalls mit abgedeckten Lichtern des Nachts im Festungsbereich Spazierfahrten zu unternehmen. Große Aufregung über dieses Versehen innerhalb unseres Bienenbienenwagens. Da sich der Bürgermeister sofort beschwerdeleitend an den Festungskommandanten von Rültrin wandte, verlangte dieser von mir die Kammerhaftung der Schuldigen. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ich diesem Ansuchen vorgriff, indem ich meine in Frage kommenden Leute selbst zu Strafen verurteilte, die ihnen natürlich von vornherein geschenkt waren. Ich konnte daher dem Kommandanten von Rültrin den Bericht zukommen lassen: „Die Schuldigen sind bestraft.“

Oberleutnant Schulz als französischer Offizier

Die kleine Geschichte, die ich nun erzählen will, entbehrt nicht des Humors; sie erinnert lebhaft an die Geschichte des Hauptmanns von Köpenick.

Wir hatten den dringenden Wunsch nach einigen größeren Geschützen, die wir zu Wehrzwecken brauchten. Da wir wußten, daß einige schwere Geschütze bei einem Reichswehrkommando lagerten, besorgte sich Oberleutnant Schulz, einem Maschinenverleihsfirma ein französisches Offiziersuniform. Der Feldwebel Klapproth steuerte unseren Wagen in der Vorze eines Privatwagens, während ich selbst als sogenannter Verbindungsbeamter dem „französischen“ Oberleutnant Schulz beigegeben war. So fuhren wir bei einem Reichswehrkommando vor und dieses war sehr davon überzeugt, ein Mitglied der inter-

nationalen Schnüffelkommission vor sich zu haben. Ich mußte an mich halten, um nicht herauszulassen, als Schulz in gebrochenem Deutsch die Herausgabe der Geschütze verlangte. Er erklärte dem Kommandanten allen Ernstes: „Diese Geschütze müssen vernichtet werden“. Tatsächlich sehen wir die Geschütze abfahren, aber nicht, um sie zu vernichten, sondern um sie getreu unserem Voratz unserem Arsenal einzuverleihen.

Der Rültriner „Putsch“

Da der befürchtete polnische Einfall nicht erfolgte, hatte die Regierung kein Interesse mehr an einem Fortbestehen unserer Formationen. Der größte Teil der Leute sollte entlassen werden. Wir befanden uns naturgemäß in tausend Räten, denn wir wollten doch unsere Waffen nicht im Stiche lassen und brauchten die Leute unbedingt zu deren Instandhaltung. Außerdem wollten die Gerüchte nicht verfliegen, wonach die Kommunisten beabsichtigten, Berlin zu besetzen, um die Macht an sich zu reißen. Dies mußte auf jeden Fall verhindert werden. Daß hierbei die in der Nähe Berlins liegenden Festungen eine wichtige Rolle zu spielen hatten, war uns klar. Wenn also der Hauptpunkt, und das war zweifellos Rültrin, durch zuverlässige Truppen besetzt war, konnte von dort aus im Falle einer Gefahr Berlin gerettet werden. Es galt daher zunächst, sich Rültrin zu verschaffen.

Am 1. Oktober 1923 hörte ich, daß Rültrin von unseren Arbeitskommandos besetzt sei. Was nun geschah, erfolgte ohne höheren Befehl auf eigenem Antrieb von mir. Im Laufe des Tages hatte sich nämlich das „Kriegsgläd“ gebildet, und mein Chef, Major Buchner, war von dem der Reichswehr angehörenden Festungskommandanten Gudowius in Rültrin einfach mit seinem Stab als Reuterer festgesetzt worden.

Die Reichswehr, die uns bisher stillschweigend geduldet hatte, machte nun, da wir allzu eingreifen wollten, gegen uns Front. Das ganze Bataillon (Arbeitskommando) meines Chefs, Major Buchner war auf dem Fort Rültrin dem Großen angelegten Zeughof der Festung Rültrin, auf demselben Hofe, auf dem Friedrichs treuester Freund, Leutnant Räte, sein Leben lassen mußte, gefangen genommen.

Als ich Kenntnis von dieser Gefangennahme erhielt, beschloß ich, meine Kameraden aus den Händen der Reichswehr zu befreien. Ich ließ die Besatzung meines Forts antreten. Bei den Worten: „Freiwillige vor, es gilt Kameraden zu befreien, ich brauche Leute, die den Tod nicht fürchten“, blies auch nicht ein Mann zurück. Ich konnte aber nur 30 Mann mitnehmen, denn es standen mir nur zwei Schnell-Pistolen zur Verfügung, und ich brauchte ja noch Platz für Maschinengewehre, Handgranaten und Munition. In rasender Fahrt ging es über zwei Brüden, mitten durch die dort von der Reichswehr aufgebauten Maschinengewehre. Bevor diese zum Schuß kamen, waren wir in der Staubwolke verschwunden. In Rültrin überführten wir die von der Reichswehr auf der Straße aufgehobenen Gewehrpyramiden, und mit Hurra, von den gelangenen Kameraden begrüßt, ritten wir auf dem Zeughof der Rültriner Festung. Rann waren meine Leute von den Autos abgesprungen, als die Reichswehr ein mörderisches Maschinengewehrfeuer auf uns eröffnete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unterhaltung Stresemann-Poincaré

nur von allgemeinem Charakter

Paris, 29. 8. (Zuspruch.) Bertina berichtet im „Daily Telegraph“ in Betreffung seiner gestrigen Mitteilung, daß ihm versichert werde, daß die Besprechung zwischen Poincaré und Dr. Stresemann am Montag morgen trotz der langen Dauer nur einen allgemeinen Charakter besessen hätte. Keiner der beiden Staatsmänner schiene Fragen berührt zu haben, die noch zwischen Frankreich und Deutschland zu erledigen seien. Eine von Poincaré benutzte These scheint der Hinweis gewesen zu sein, daß Staatssekretär Kellogg während seiner Anwesenheit in Paris jede Erörterung der gegenwärtig schwebenden internationalen Fragen ablehne und daß daher eine Grundlage für eine praktische Weiterprüfung der deutsch-französischen Hauptprobleme fehle. Dieser Hinweis sei so aufzufassen, daß die Endlösung der Reparationsfrage von dem interalliierten Schuldenproblem nicht zu trennen sei, und daß die Kleinlandräumung nur im Zusammenhang mit einer allgemeinen finanziellen Regelung erwogen werden könne. (D. h. also, daß die Freunde aus dem Deutschland hat zulebenden Recht ein Schatzergeschäft machen wollen.)

Brüstung des Reichspräsidenten durchs Reichsbanner

Das Reichsbanner beteiligt sich nicht am Empfang des Reichspräsidenten.

Breslau, 29. 8. Nachdem bereits, wie gemeldet, die Breslauer Sozialdemokraten den unerhörten Beschluß gefaßt haben, sich an dem Empfang Hindenburgs bei seiner Schließreise im September nicht zu beteiligen, und im Breslauer Stadtparlament die Mittel zu den Empfangsfeierlichkeiten verweigerten, hat auch das Reichsbanner beschlossen, dem Reichspräsidenten die gleiche Mißachtung zum Ausdruck zu bringen und sich an den Empfangsfeierlichkeiten zu Ehren Hindenburgs in Breslau nicht zu beteiligen.

Die Hindenburg feindliche Stellungnahme wurde in einer Entschließung in einer Versammlung des Ortsvereins Breslau mit großer Mehrheit angenommen und mit durchsichtigen Scheingründen damit begründet, daß Hindenburg immer noch Ehrenmitglied des Stahlhelms sei und seine Haltung gegenüber dem Stahlhelm noch nicht geändert habe. Das von dem Reichspräsidenten anlässlich der Stahlhelmsfeier in Oppeln am 1. Juli dieses Jahres abgeleitete Begrüßungstelegramm sei ein Beweis mangelnder Neutralität Hindenburgs.

Einige besonnene Versammlungsteilnehmer erkannten selbst, daß dieser Beschluß gleichbedeutend mit einer Demastierung des Reichsbanners ist. So wie ein Redner, allerdings vergeblich, darauf hin, daß mit diesem Beschluß das Reichsbanner im Fahrwasser einer politischen Partei, nämlich der Sozialdemokratie, segle. Hindenburg komme als erster Repräsentant der deutschen Republik nach Schlesien, und als solcher dürfe er die Achtung aller republikanischen Mitbürger verlangen. Trotzdem befielen die radikalsten Elemente die Oberhand.

GERTRUD MAC LEOD

ROMAN VON ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAN SA

(23. Fortsetzung.)

Beide zitterte ihre Hand, als sie aus dem silbernen Rännchen das dunkelbraune Getränk in die blaßblau gestrichelte Tasse goss.

Pieter erschien auf die Minute pünktlich. Er war glücklich, die reizende Frau wiederzusehen und sich einzuweisen lassen zu können von dem betörenden Zauber, der von ihr ausging.

„Wo zündst“, begann Traute und hielt seine Hand fest. „So geben uns die Ehre Ihres Besuches anfänglich unserer kleinen Feier?“

„Ich bin glücklich, es zu dürfen.“
„Da war es heraus! — Was er nicht sagen wollte, war gesagt worden ohne Besinnen, ohne Widerstand, einfach, weil er ihn angesehen hatte, und er es als unsagbar wohlgefühlt empfand, von ihr gebeten zu werden.“

„Er war ja sonst etwas zu tun für sie imstande gewesen.“
„So“, sagte Traute und ließ seine Hand frei. „Jetzt erst dürfen Sie mir Gesellschaft leisten.“

„Ich habe es lange nicht gekonnt“, erwiderte Pieter, sich Neugier.

„Das hat an Ihnen gelegen, mein Freund. Es war gar nicht nett und wenig freundschaftlich von Ihnen, sich so stellen zu machen.“

„Mac wird Ihnen den Grund gesagt haben.“
„Er sprach von Differenzen, die nicht bedeutend seien. — Wenn ich ihm heute von Ihrem Ja berichte, wird er es mit Genugtuung hören.“

„Wohin er denn von Ihrem Antrag?“
„Rechtlich noch weniger weiß er von unserem Zusammengehören. Er würde sich freuen, wenn Sie ihn herbeirufen würden. Wollen Sie es tun, Pieter Callsch?“

„Und Pieter ging tatsächlich an den Apparat und bat seinen Begleiter nach Erlaunen.“
„So groß war die Macht der schönen Frau auf ihn und so groß die Ergebenheit, die er ihr gegenüber empfand.“

Wie diese Moskafunde in diesem elegantesten Kaffee von Amsterdam angeregt und harmonisch verließ, so auch Leods Abendgesellschaft, zu der die Geladenen der Hausfrau wegen gern und mit einer gewissen Neugierde gekommen waren.

Man hatte eine kleine Enttäuschung erwartet und erlebte eine angenehme Ueberraschung. Es gab nur ein Wort über Trautes köstlich vornehme Bewirtung, ihre Bescheidenheit und die rührende Berlegenheit, mit der sie jeden Dank ablehnte.

„Und dieses Lob war ernst gemeint und aufrichtig.“
„Wie zu Hause, wenn es Sonntag ist und die Sonne scheint“, hatte der Oberst von der Schuld gefagt und seine Gattin hatte ihm zugestimmt: „Wir müssen noch umlernen. Theo, Frau Mac Leod hat einen ganz neuen Stil geschaffen.“

„Sie haben recht, Frau Oberst“, pflichtete ihr Vena de Jong bei, „muß da so ein kleines — nein, das wäre falsch, klein ist sie ja nicht — so ein junges Frauchen kommen, die von der Schule in die Ehe hüpfen, couragiert, wie eine richtige Offiziersfrau und muß uns den Zauber des Behaglichen erst lehren.“

„Und Kati schalt ein: „Sie müssen sich doch wie der liebe Gott fühlen, Leod?“

„Herrschosten — Sie machen meine Gattin eitel“, antwortete Mac. „Wenn Sie noch lange von ihr reden, löst sie sich in Wehmut auf und fängt an zu weinen.“

„Und wahrhaftig, Traute sagte mit alternder Stimme und umförrten Augen: „Ich bin ja schon nahe daran.“

„Da konnte sich der alte prächtige Oberst nicht enthalten, seinen Arm um ihre Schultern zu legen.“

Die Anwesenden starrten ihn ob dieser Dreistigkeit verblüffert und befremdet an, aber er ließ sich nicht stören.

„Ja, auch nur ihr Reden“, polterte er los. „Das ist der Vorzug des Alters, daß es so etwas darf. Ich könnte ja ihr Großvater sein“ — und er rüttelte sie zart — „was soll denn das werden, meine verehrte Frau Leod, wenn wir in vier Wochen nach dem Haag fahren? Dort werden die Komplimente aus großen Kanonen nach Ihnen geschossen werden. Bestimmt, Verehrteste! — Sie haben nämlich auf der Waise ein rotes Kreuzgen.“

„Ich verstehe nicht, Herr Oberst“, antwortete Traute.
„Ach ja, richtig“, rief der Alte. „Sie können ja noch gar nicht wissen, was das eigentlich geipelt wird. Also hören

Sie.“ — und er wendete sich an alle — „das Hofmarschallamt hat die Einladungslisten eingereicht. Großer Empfang bei Ihrer Majestät der Königin-Witwe am 15. Juni. Ich kann vertraulich die gewiß angenehme Mitteilung machen, daß alle Anwesende mit Einladungen besetzt werden. Leod und Gattin haben das bekannte rote Kreuzgen. Das heißt, gnädige Frau, die Königin legt besonderen Wert auf Ihre Erscheinen. Sie werden infolgedessen in diesen Tagen noch hohen Besuch zu erwarten haben, der diese Einladung persönlich überbringt, um sich zu vergewissern, ob Sie kommen oder nicht.“

„Wußt man da hingegen, Herr Oberst?“ fragte Traute allen Ernstes und löste schallende Heiterkeit aus.

„Man muß natürlich nicht“, sagte der Oberst, „aber man geht. Es ist doch immerhin Ihre Majestät, die Ihre Erscheinen erwartet.“

„Ach ja“, leuchtete Traute. „Ihre Majestät.“ Und es war ihr gar nicht recht, daß sie in ihrem Zustande Parade stehen sollte.

Der alte Oberst hatte richtig vorausgesehen: Im Haag wurde Traute tatsächlich mit Komplimenten überschüttet. Sie errege berechtigtes Aufsehen.

Die Prominenten hollands waren geladen und das Diplomatische Korps war fast vollständig vertreten. Auch die reichen Erben aus hollands asiatischen Kolonien, die sich im Haag niedergelassen hatten, waren zugegen. Menschen der allerersten Ranges hatten Hände pfeuernd in Gruppen zusammen.

Man sah den kleinen, gelbbäutigen Gesandten von Japan und den langen hageren von Großbritannien, man sah den Prinzen von Djokakarta und den Sultan von Madassa, man sah den Generaldirektor der Welt-Handelsbank und den Bankier Rosenfeld, man sah den Wühlampfenphilip aus Eindhoven und den Bürgermeister von Rotterdam. Man sah die allerersten Bedienten im öffentlichen Leben der Niederlande befehen.

Diesem nur war es vergönnt, sich in der Gnade Ihrer Majestät zu sonnen.

Es war ein buntes Bild von Farben und Menschen, daß sich den trunkenen Augen bot.

(Fortsetzung folgt.)